

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 8.

Donnerstag, 10. Januar

1929.

(26. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

16.

Rechtsanwalt Dr. Scheel-Brandow sah in seinem Bureau, das sich in einem jener steinernen Kästen befand, die bis zwölf Stockwerke in die Luft ragen. Er blätterte in einem Altenbündel und klingelte dann. Der Schreiber erschien (es war vorläufig der einzige, den der junge Anwalt beschäftigte, aber das sollte bald anders kommen); zu seiner heimlichen Verwunderung war der Chef in einer nervösen Erregung, die seinem unbekümmerten, munteren Wesen sonst fremd war.

„Die Alten Godebrecht, bitte.“

Der Schreiber verschwand und brachte gleich darauf das Verlangte.

„Ich habe ein Fräulein Roberts hierherbestellt; wenn sie kommt, führen Sie sie nur gleich zu mir, einer Anmeldung bedarf es nicht.“

„Jawohl, Herr Doktor.“

Thea, die auf heute vormittag zehn Uhr gebeten worden war, erschien pünktlich; aber nicht allein, sondern in Begleitung Schumanns. „Sie stehen unter meinem Schutz, Fräulein Thea“, hatte er erklärt, „ich komme mit“. Dass auch hier seine Neugier mitspielte, wusste er nicht oder wollte es sich nicht eingestehen.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Fräulein Roberts. Ach, Sie sind Herr Schumann, von dem Herr Godebrecht mir schon erzählt hat! Segen Sie sich bitte.“ Während der Rechtsanwalt dies so hinsprach, löste sich sein Blick kaum eine Sekunde von dem Gesicht des jungen Mädchens; er fand das Unglaubliche, das seine Mutter ihm gestern abend nach einer schweren Nervenkrisis anvertraut hatte, durch den Ausblick des Gesichts da vollkommen bestätigt. Die Ähnlichkeit mit der Mutter war in die Augen springend. Er, Scheel-Brandow, hatte beinahe die Fassung verloren. Ohne sich zu bestimmen, hatte er mit seiner kaum leserlichen Handschrift Thea ein paar Zeilen geschrieben, er wollte sie gelesen haben, bevor er zu Herbert ging.

„Fräulein Roberts“, begann er nach einem Räuspern, „Herr Godebrecht hat mir die Führung seiner Angelegenheit übertragen. Ich habe mich um so lieber dazu bereit erklärt, als es sich um einen Jugendfreund handelt, der sich durch seine von der Norm abweichende Auffassung über Recht und Unrecht in eine verhängnisvolle Lage gebracht hat.“ Er unterbrach sich verwirrt, weil er fühlte, dass er auf dem besten Wege sei, sich in Phrasen zu verlieren. „Von Ihnen möchte ich nun wissen, ob Herr Godebrecht jemals versucht hat, für die Ihnen erwiesenen Freundschaften irgend eine Gegenleistung zu erhalten. Sie dürfen ganz offen zu mir sein; Sie müssen es sogar, sofern Ihnen daran liegt, Herrn Godebrechts Lage zu erleichtern.“

Thea sah ihn groß an; offenbar hatte sie den Sinn dieser Worte gar nicht begriffen; Schumann kam ihr zu Hilfe.

„Der Herr Doktor möchte wissen, ob Herr Godebrecht mal einen Kuh oder so etwas von Ihnen hat haben wollen, Fräulein Thea.“

Das junge Mädchen wurde glühendrot. „Nie, nie“, flüsterte sie hastig.

„Er hat also nur aus Teilnahme für Sie gehandelt — das festzustellen ist wichtig.“ Und nun empfand er

Schumanns Anwesenheit doch als sehr lästig; denn er konnte vor dessen Ohren nicht gut von dem Taschediebstahl reden; dieser Vorgang aber, mochte er in dem bevorstehenden Verfahren gegen Herbert Godebrecht nun eine Rolle spielen oder nicht — höchstwahrscheinlich würde es so sein, weil seine Fäden bis zu Sperber hinreichten (durch den Fall Droege) —: dieser Vorgang wurde für Scheel-Brandow zu einer rein menschlichen, nein familiären Angelegenheit. Irgend etwas in ihm lehnte sich gegen die Möglichkeit auf, dass eine Verwandte von ihm — seine leibhaftige Cousine — einen Diebstahl begangen haben sollte, mochten die Verhältnisse, in denen sie groß geworden war, auch sehr vieles entschuldigen.

„Ich werde Sie noch einmal bemühen müssen, Fräulein Roberts . . . Ihr Mitkommen wird dann nicht mehr nötig sein, Herr Schumann“, wandte er sich liebenswürdig an diejenigen; „aber etwas anderes möchte ich gleich zur Sprache bringen, und das kann Herr Schumann gern hören . . .“ Er hielt seine klugen Augen unverwandt auf Thea gerichtet. „Sie haben in dem Althändler Roberts immer nur Ihren natürlichen Vater gesehen, nicht wahr?“

Thea sah ihn verständnislos an.

„Ja“, lautete ihre Antwort. „Aber ich verstehe Sie nicht, Herr . . . Herr Doktor.“

„Er war es nicht, liebes Fräulein . . . Unterbrechen Sie mich nicht, Herr Schumann . . . Nein, Sie waren nur sein angenommenes Kind; auch Ihre Mutter war nicht Ihre leibliche Mutter.“

Schumann, der diese sprudelnden Worte wie etwas Köstliches getrunken hatte, rief:

„Also nicht Roberts' Tochter! . . . Das erklärt alles . . . Dann ist Fräulein Thea wohl so etwas wie eine Prinzessin, Herr Doktor?“

„Keineswegs . . . Aber das müssen Sie sich doch nicht so zu Herzen nehmen, Fräulein Roberts“, unterbrach er bestürzt seine Antwort an Schumann, als er sah, dass Thea in ein schmerzliches Weinen ausbrach. „Ich glaubte Ihnen einen Dienst zu erweisen, wenn ich Sie aufklärte; ich wollte indiskreten Fragen, die nicht ausbleiben können, die Spitze abbrechen, und Sie sollten auch nicht länger in der Auffassung leben, dass Sie in einem Manne, der mit Sperber und anderen dunkle Geschäfte mache, Ihren Vater zu sehen hätten. Er hat sie nur adoptiert, Sie tragen seinen Namen; ihre wirklichen Eltern waren gute, aber sehr unglückliche junge Leute, das versichere ich Sie.“

„Leben die Eltern von Fräulein Thea denn noch, Herr Doktor?“ fragte Schumann, der sich nicht mehr halten konnte vor Wissbegier.

„Nein. Beide sind längst tot.“ Er gab Thea die Hand. „Ich habe mich lebhaft gefreut, Sie persönlich kennen zu lernen“, sagte er voll Wärme. „Mehr und mehr begreife ich, wie Herr Godebrecht alles daran setzte, Sie Ihrer Umgebung zu entziehen. — Sie wohnen jetzt bei Herrn Schumann?“

„Ja.“ Thea trocknete sich hastig das Gesicht.

„Herr Schumann handelt sehr freundlich gegen Sie; aber werden Sie nach dieser Mordsache nicht allzusehr von Nachbarn belästigt? . . . Mit Fragen und dergleichen?“

„Ja, da haben Sie nicht so ganz unrecht, Herr Doktor“, gab Schumann statt Thea zur Antwort. „Rumpnagel — das ist der lange Sipo, der in der schlimmen Nacht dabei war — wollte Fräulein Thea zu seinen Eltern aufs Land bringen, aber die haben abgewinkt. Das gäbe zu viel Gerüste, hatten sie gemeint, die ganze Umgegend würde ihnen das Haus einlaufen.“

„Dann quartieren Sie sich nur anderswo ein, Fräulein Roberts“, sagte Scheel-Brandow. „Sie sind nicht ohne Mittel, wie ich Ihnen bei dieser Gelegenheit verraten kann. Soweit die bei Ihrem Adoptivvater vorgefundene Schmudstüde — sie werden insgesamt auf einhundertzwanzigtausend Mark geschätzt — nicht zweifelhafter Herkunft sind, kann man sie Ihnen nicht vorenthalten. Zwanzig- bis dreihigtausend Mark werden Ihnen wohl bleiben, soweit ich unterrichtet bin.“

„Also, immer noch eine gute Partie“, meinte Schumann, „der Rumpnagel kann sich freuen.“

„Rumpnagel?“ sagte der Rechtsanwalt erstaunt. „Über dann begriff er. „Ach so“, sagte er. Zerstreut verabschiedete er den Besuch. —

„Sehen Sie wohl, Fräulein Thea“, ging es mit Schumann durch, als beide auf der Straße angelangt waren, „nun behalte ich doch recht. Wie oft habe ich zu meiner Frau gesagt: „Die Thea ist für den alten Halsabschneider viel zu schade“. Ihnen muß ja ein Stein vom Herzen gefallen sein.“

Aber Thea schwieg. Sie konnte das von dem Rechtsanwalt Gehörte nicht begreifen. Wie, sie war nicht die Tochter des alten Mannes? ... Und ihre Mutter, die immer gut und liebenvoll zu ihr gewesen war, sollte nicht ihre eigene gewesen sein? Sie glaubte das nicht, und sie würde es nie glauben wollen. Heute noch würde sie das Grab da draußen aufsuchen und der Toten geloben, ihr auch in Zukunft die Treue zu bewahren. Ihre Augen füllten sich plötzlich mit Tränen. Eine Sehnsucht sprang in ihr auf: nach der Mutter, nach dem Vater (den man gestern in aller Stille begraben hatte), nach der Gildengasse, nach Rumpnagel. ... Als sie mit Schumann an dem väterlichen Hause vorbeiging, sah sie Krampfhaft nach der andern Seite; die Bewachung des Hauses durch einen Sipo kam ihr wie eine Entweihung vor, und der dröhrende Lärm des Orchesters in der Kellerwirtschaft berührte sie weh und schmerzlich. —

Inzwischen hatte Dr. Scheel-Brandow Herbert aufgejucht.

„Ich habe deine Entlassung aus der Untersuchungshaft beantragt, lieber Herbert, und zweifle nicht an einem Erfolg. Aber darüber reden wir noch; zuerst etwas anderes: Fräulein Roberts war vor einer halben Stunde bei mir — meine Cousine“, fügte er mit Betonung hinzu.

Herbert war, als hätte der Blitz vor ihm eingeschlagen.

„Deine Cousine?“ ließ er sich nach einer Pause vernehmen. „Ich glaubte sogar ...“

„Was?“

„Nichts, Artur ... Aber woher weißt du das?“

„Von meiner Mutter. Ich erwähnte gestern nachmittag, als die ganze Familie bei Tisch saß, daß ich deine Angelegenheit in die Hand genommen habe; plötzlich bekam meine Mutter einen ihrer Anfälle. Ich kann dir nicht sagen, wie schrecklich das ist; wir sind dann alle immer ganz verzweifelt. Meine Mutter ließ sich hinausführen; nach einer Stunde verlaugte sie mich zu sprechen. Sie war allein. Und da beschwore sie mich, die Führung deines Prozesses niederzulegen. Als ich die Gründe wissen wollte, schluchzte sie anfangs in sich hinein, bis sie sich nach und nach zu einem rückhaltlosen Bekenntnis bequemte; es schien ihr dies sogar eine Erleichterung zu gewähren, wie der Gesichtsausdruck und der ruhige Atem bewies.“

„Und dies Bekenntnis? ...“ fragte Herbert gespannt.

„Es betraf Fräulein Roberts bezw. ihre Eltern. Die Mutter war zehn Jahre jünger als meine eigene, blühend schön — ich werde dir gelegentlich ihr Bild zeigen —, der Vater ein junger Ingenieur, begabt,

aber von schlichter Herkunft und arm, ein Selsmader. Was gibt es da lang und breit zu erzählen! Die jungen Leute lernten sich bei irgendeiner Gelegenheit kennen und lieben. Dazwischen Schwierigkeiten gemacht werden könnten und würden, daran dachten sie nicht; diese Hindernisse entstanden aber sofort, als der Vater des jungen Mädchens, mein und Fräulein Roberts' Großvater, von der Angelegenheit vernahm. Ich habe den alten Herrn noch sehr gut gekannt, seine unnahbare Haltung flößte selbst mir stets mehr Angst als Zuneigung ein, und daß er sich dieser Verbindung mit allen Mitteln widersezt hat, begreife ich nun mehr vollkommen. Ob er damit das zarte Leben seiner jüngsten Tochter gefährdet, bereitete ihm gewiß weniger Sorgen.“

Dr. Scheel-Brandow zündete sich eine neue Zigarette an, gedankenvoll sah er dem blauen Gefügel nach.

„Es ist aber doch etwas sehr Merkwürdiges um die sogenannte Liebe“, fuhr er fort; „sie erträgt alles, duldet alles — bloß keinen Widerstand, käme er auch von dem eigenen Stolzen, eisernen Vater. Es entspannt sich hinter verschlossenen Türen einer jener schrecklichen Kämpfe, bei denen es nicht selten gebrochene Herzen gibt: in diesem Falle suchte der eine Teil — die Tochter — das Heil in der Flucht. Ob das klug oder richtig war, wollen wir beide nicht untersuchen, Herbert; ich gebe nur wieder, was meine Mutter mir gestern anvertraut hat, und sehe hinzu, daß dieser Flucht nur ein sehr kurzes Liebes- und Glück folgte. Der Geliebte — wie es immer so gejährlig heißt — blieb bald darauf in seinem Beruf — bei einer Sprengung von Felsmassen durch Dynamit — sein Leben ein, nicht ein Atom hat man von ihm und den übrigen Opfern wiedergefunden; sie, die um seinetwillen das Elternhaus verlassen hatte, brach nach dieser Katastrophe zusammen, sie war wie zerritten, selbst dann noch, als sie ein Töchterchen in ihren Armen halten durfte.“ Der Sprecher machte eine Pause.

„Meinem Großvater hätte man mit einer solchen Nachricht nicht unter die Augen kommen dürfen, noch weniger mit der kleinen Enkelin selbst. Und dies war es wohl auch, was die junge Mutter nicht verwinden konnte: daß man in dem unschuldigen Wurm den Mann sah, um dessentwillen sie so schweres auf sich genommen hatte. Sie war, kurz gesagt, aus Passivität und Leid — was ja schließlich dasselbe ist — feige geworden; sie fürchtete wohl, die vernichtenden Augen ihres Vaters könnten sie noch tiefer zu Boden drücken.“

„Und aus diesem Gefühl heraus gab sie das Kind fort?“

„Ja. Das war rätselhaft, und doch halbwegs erklärlich, wenn man sich in die seelische Verfassung des jungen Weibes versetzt. ... Bald nach der Geburt des Kindes wurde die junge Mutter zu ihrer eigenen, die auf den Tod erkrankt war, gerufen. Mit dem Kinde durfte sie nicht erscheinen, oder sie hätte die ohnehin vergiftete Atmosphäre des Elternhauses bis zum Unerträglichen gesteigert; da gab sie es fort, mit welchen Gefühlen, darüber wollen wir ebenfalls nicht mehr machen.“

(Forti. folgt.)

An ä Gachelosen.

Wenn alle uff dr Schræse,
Grumm vor Gälte, schneller loopen.
Dräbbchen bammeln an de Nase
Ja, da schärt dr Mänsch sein Ofen!

An de Gacheln läunt mr gärne,
Dann sei Greize stims Minuten
Un sieht nuss bis ins Gehärne
Anne hecke Wälle flutten.

Nunderwärts in beede Tieke
Fliekt de Wälle saust zurid.
Sälich wie im Paradiese
Schteht mr da un feit vor Gid.

„Du mei Geschen“ meent mr leise,
Un is wärtlich dief geriehrt,
Weil mr ähmd uff solche Weise
De Verbundenheit ürscht schliert.

— Vene Voigt.

Chinesische „Kidnappers“.

Kürzlich ging durch die Presse die Nachricht, daß der berüchtigste Führer der Schanghaier „Kidnappers“ auf wahrhaft phantastische Weise verhaftet und zum Tode verurteilt sei. Man darf nicht glauben, daß mit der Erledigung dieses Führers das Gewerbe der „Kidnappers“ in China vernichtet sei. Diese Verbrecher, die Menschenraub organisieren, um für die geraubten Menschen hohe Lösegelder zu erpressen, sind zu vielfältig organisiert und zu tief in der soziologischen Struktur des im Werden befindlichen China verwurzelt, um mit einem Schlag ausgerottet werden zu können. Die Londoner „Times“ bringen über diese Organisationen im Anschluß an die Verhaftung des erwähnten „Kidnapper“-Führers, Siaokolo, einen höchst ausschlußreichen Artikel ihres Schanghaier Korrespondenten.

„Die Organisationen sind — wie es dort heißt — wie ein richtiger Geschäftsbetrieb aufgezogen mit Kapital, Direktoren und Angestellten. Selbst Geldverleiher stehen ihnen zur Verfügung, die zur Finanzierung ihrer Unternehmen das nötige Geld vorstreden. Erst kürzlich bekannte ein solcher Geldverleiher vor Gericht, daß er 500 £ vorgeschnitten und später — „nach glücklicher Transaktion“ — 1200 dafür wiederbekommen habe. Anders als ein gewöhnlicher, bewaffneter Überfall verlangt die Verschleppung eines Menschen sorgfältige Vorbereitungen. Es muß ein Haus da sein, in dem man das Opfer gefangen halten kann und, um keinen Verdacht zu erregen, muß dieses Haus längere Zeit schon vorher bezogen werden. Man braucht Spione, die die Bewegungen der Polizei überwachen, und die ansehnlichsten Mitglieder des Unternehmens verkehren in der großen Gesellschaft, um sich über die Lebensgewohnheiten ihres Opfers zu unterrichten. Hierbei sind besonders Frauen von großem Nutzen, und fast jeder Fang, den die Polizei macht, bringt zwei oder drei, stets hübsche und gut gekleidete Helferinnen ans Licht. Schlägt ein Plan der „Kidnappers“ fehl, so erleiden sie meist einen empfindlichen Verlust, und es ist vorgekommen, daß ein von der Polizei aus den Händen der „Kidnappers“ geretteter Mann einen Brief erhielt, in dem er erachtet wurde, doch wenigstens die 10 000 £ zu ersehen, die man es sich habe kosten lassen, um seine Verschleppung zu bewerkstelligen und die man dank der Wachsamkeit der Polizei eingebüßt habe. Die „Direktoren“ werden selten gefasst; sie leiten das Geschäft meist von einem Platze aus, der mehr oder weniger fern von Schanghai liegt. Hin und wieder gelingt es einem besonders tüchtigen und glücklichen Detektiv, einen der „Direktoren“ zu fangen. Ein solcher ist „Siaokolo“ (der „kleine, ältere Bruder“), der zurzeit im städtischen Gefängnis seiner Strafe für annähernd 49 nachgewiesene Überfälle mit und ohne Totschlag entgegensteht. „Siaokolo“ wurde in Shaoshing in der Provinz Chekiang geboren und verlegte sich schon früh auf das Geschäft des „Kidnapping“. Nachdem er hierin in der Gegend seiner Vaterstadt Erfolg gehabt hatte, verbastete er den Schauspiel seiner Tätigkeit mit Nanking und, als ihm hier bei Ausbruch der Revolution der Boden zu heiß unter den Füßen wurde, ging er nach Kanton, wo er für einige Zeit die Militärschule bezog und die Kunst der Kriegsführung studierte. Nach Schanghai kam er im Jahre 1923 und führte hier einige einträgliche Entführungen reicher Landsleute aus. So zu Geld gekommen, zog er sich von aktiver Beteiligung an Überfällen zurück und organisierte nur noch auf breiter Grundlage aus der Ferne. Er beschäftigte eine Menge Leute, die ihn aber größtenteils nie gesehen haben. Unter diesen hielt er eine strenge

Disziplin und bestrafte jeden Vertrauensbruch eines Untergebenen mit dem Tode. In manchen Fällen stieß er auch die Familie des Mannes töten und seine Ahnenstelen verbrennen. Mehr als einer, der in einer engen Seitenstraße der Chinesenstadt Schanghai tot aufgefunden wurde, hat — wie man Monate nachher erfuhr — durch verrätersches Verhalten gegen Siaokolo sein Leben verloren.

Die von Siaokolo abhängige Bande wurde von der Polizei das erstmal im Jahre 1925 aufgespürt. Zwei ihrer Mitglieder wurden aufgeschavpt und hingerichtet. Aus Rache befahl Siaokolo, den Detektiv zu töten, dem die Gefangennahme der beiden Räuber geglückt war, und wenige Tage später wurde der Mann niedergeschossen. Der Raum gestattet nicht, alle die Schwierigkeiten aufzuzählen, die zu überwinden waren, ehe man Siaokolos habhaft werden konnte. Bei einer Razzia nahm die Polizei 59 seiner Leute gefangen, aber es dauerte nicht lange, da waren andere an ihrer Stelle; einige davon gaben sich den Anschein von achtbaren Ladenbesitzern; der eine hielt Fahrräder feil, ein anderer verkaufte Körbe. Nun brachte die Polizei in Erfahrung, wo die Geliebte eines von Siaokolo angestellten Bandenführers wohnte; sie mieteten im gleichen Hause ein Zimmer und ließen einen alten Mann mit seiner Frau dort aufpassen. Als der Bandenführer eines Abends seine Geliebte verließ, hörten sie, wie er zu ihr sagte, daß er am anderen Tage wiederkommen würde. Wie er am nächsten Abend hinkam, war eine auffallend große Zahl von Kulissen und herumlungenden Kerlen am Hause, verkleidete Detektive, die den Ahnungslosen geräuschlos überwältigten und dingfest machten. Ehe er hingerichtet wurde, hatte die Polizei eine Menge wertvoller Aufschlüsse erhalten, die zu einer Reihe von Maßnahmen führten, welche Siaokolo während des Jahres 1927 wiederholt einen Strich durch die Rechnung machten. Aber beim Einzug der Nationalisten in Schanghai kam Siaokolo in der Uniform eines Offiziers mit, und die Überfälle und Verschleppungen nahmen überhand wie nie zuvor. Obwohl die Polizei ihm schnell auf die Schliche kam und eine ganze Reihe seiner Leute fing, dauerte es lange, ehe sie ihn selbst fassen konnte, trotzdem er — wie er nachher bekannte — oft in Schanghai war und einmal zwei Tage lang in einer Seitengasse als Bettler verkleidet auf einen bestimmten Detektiv wartete, um ihn mit dem Revolver niederauszuballen; glücklicherweise für den Detektiv führte ihn sein Weg damals nicht in die Gasse hinein. Siaokolo wurde schließlich in der Uniform eines nationalistischen Offiziers festgenommen.

Als Siaokolo, ein kleiner, untersehster Mann, mit einem vollen, runden Gesicht, und einem leichten Neigen zum Stottern, vor dem Richter mit seinen gefangenem Helferschiffen konfrontiert und von diesen beschuldigt wurde, strafte er sie Lügen und erinnerte sie daran, daß ihre Familien noch in Shaoshing lebten, bei welcher Bemerkung auch der Mutigste von ihnen erschrockt zurückwich. Eine erdrückende Menge von Belästigungsmaterial mache die Verurteilung Siaokolos zum Tode unvermeidlich. Ob die Koangsu Provinzialbehörde, die alle Todesurteile bestätigen muß, sich dem Richterpruch anschließe, ist eine andere Frage. Es ist inzwischen alles Mögliche versucht worden, den „kleinen älteren Bruder“ aus den Händen der Polizei zu befreien. Es gibt Leute, sagen die Chinesen, die nie hingerichtet werden, auch wenn ihnen noch so viele Verbrechen zur Last gelegt und bewiesen werden. Es führen heute noch vor Monaten verurteilte Verbrecher im städtischen Gefängnis in Erwartung eines Exekutionsbefehls, der — man weiß nicht, aus welchen Gründen — ausbleibt.

Das Reich der Technik

Jubiläen deutscher Erfindungen.

Bon Ernst Trebesius.

75 Jahre nahtlose Eisenbahnräder — Elektrische Triebwagen fahren 210 Kilometer-Stunden bereits 1903. — 25 Jahre Blaugas. — 1 Jahrhundert fiktlicher Hartstoff.

In gleicher Weise, wie heute noch die eisernen Radreifen der Pferdefuhrwerke aus Flachseisenbahnen gebogen und an den Enden zusammengeschweißt werden, so stellte man in früheren Zeiten auch die Eisenbahnräder aus einer kreisförmig gebogenen Schiene von entsprechendem Querschnitt her. Die Radkränze wiesen damit freilich sehr gefährliche

Schweißstellen auf, die bei der großen Beanspruchung, denen die Räder im Fahrbetriebe ausgesetzt waren, eine starke Quelle der Gefahr bildeten. In den vierziger Jahren des v. J. suchte man diese Gefahr in der Weise auszuschalten, daß man eine Zuflucht zu einem Verfahren nahm, bei dem die Schweißstelle der zusammengebogenen Schiene vermieden wurde. Statt einer Schiene, deren Länge dem späteren Umfange des Radkränzes entsprach, nahm man nämlich einen langen Stab, der in glühendem Zustand spiralförmig um einen Dorn gewickelt wurde. Die Windungen des auf diese Weise entstandenen Rings wurden alsdann gut miteinander verschweißt, so daß der Ring eine geschlossene Masse bildete, die später auf dem Walzwerk zu einem Radreifen geformt wurde. Auf diese Weise wurde zwar die Schweißstelle der Enden, wie sie bei dem zuvor gebräuchlichen Verfahren in

Kauf genommen werden musste, vermieden, doch setzte die neuartige Herstellung der Radreifen eine sehr sorgfältige und dazu auch recht kostspielige Ausführung voraus.

In der gesamten technisch interessierten Welt wurde es deshalb als ein hervorragender Fortschritt begrüßt, als es Krupp in den 50er Jahren gelang, die Herstellung der Radreifen auf völlig nahtlose Weise zu erreichen. Er stellte zu diesem Zweck einen flachgeschmiedeten, länglichen Gußstahlkuchen her, den er an den beiden länglichen Enden lochte. Zwischen den beiden Löchern wurde das Material geschliffen, und dieser Schlitz schließlich so erweitert, daß das Werkstück auf dem Walzwerk zu einem Radreifen ausgewalzt werden konnte. Dieses Kruppsche Verfahren vermittelte nicht nur jede Schweißstelle, sondern es stellte auch eine sehr wesentliche Vereinfachung der gesamten Herstellung dar, die eine weitere Vereinfachung erfuhr, als Krupp in den 70er Jahren dazu überging, die Blöcke unter dem Dampfhammer zu lochen.

Im Jahre 1879 hatte Werner von Siemens das erste elektrisch angetriebene Fahrzeug der Welt gebaut, das noch im gleichen Jahre zur Fortbewegung von drei kleinen Wagen auf der 300 Meter langen Ringbahn der Berliner Gewerbeausstellung benutzt wurde. Zwei Jahre später baute er bereits elektrische Triebwagen mit 1000 Millimeter Spurweite für die erste elektrische Straßenbahn, die in Groß-Lichterfelde mit Gleichstrom von 180 Volt betrieben wurde. Da die Wagen mit dem neuartigen Antrieb bereits 35 bis 40 Kilometer Geschwindigkeit entfalteten, so folgten sehr bald andere Städte mit der Einführung des elektrischen Antriebes ihrer Wagen. Die überall erzielten Erfolge ermutigten die Elektrotechniker, ihr Augenmerk auch auf die Vollbahnen zu lenken. Bereits 1882 errichteten Siemens u. Halske bei Lichterfelde eine Drehstrom-Versuchsstrecke, auf der sehr eingehende Versuche angestellt wurden. Diese bildeten die Grundlage für die späteren, in der ganzen Welt berechtigten Aufsehen erregenden Schnellbahnversuche der Jahre 1901 und 1903 auf der Strecke Marienfelde-Josse, bei denen zuerst 160 Kilometer, und später, nach Verstärkung des Oberbaues, sogar 210 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde erreicht wurden. Wenn diesen großzügig durchgeführten Schnellbahnversuchen später auch keine praktische Einführung in die Praxis folgte, so lieferen sie den interessierten Kreisen doch eine Anzahl sehr wertvoller Erfahrungen, die sich später nutzbringend verwerten ließen.

Bekanntlich sind die Motoren des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ außer für Benzin auch für den Antrieb mittels eines besonderen Feitgases eingerichtet, das nach seinem Erfinder, dem Chemiker Blau, auch Blaugas genannt wird. Dieser erfand vor einem Vierteljahrhundert ein Verfahren, nach dem die stark leuchtenden Gase von hochsiedenden Mineralölen oder gewisser Tinte in flüssigen Zustand gebracht werden können. Diese Flüssigkeit läßt sich natürlich sehr bequem in Stahlflaschen auffüllen und darin zum Verband bringen. Wird das Ventil der Stahlflasche geöffnet, dann verwandelt sich die Flüssigkeit beim Austreten sofort wieder in Gas, das eine sehr starke Leuchtkraft entfaltet. Das Blaugas wird deshalb in erster Linie als Lichtquelle für unbemannte Leuchtbojen an den Meeresküsten verwendet, da es, unter einem Druck von 100 Atmosphären in den Flaschen aufgespeichert, den Bojen bis zu drei Monaten Brenndauer verleiht. Die Herstellung des Blaugases geht in der Weise vor sich, daß Öl auf 500 bis 600 Grad erhitzt und dann bis zu 25 Atmosphären Druck geprägt wird. Hierbei scheidet sich die benzinartrigen Kohlenwasserstoffe ab. Wenn nach diesem Vorgang die Verdichtung auf 100 Atmosphären erhöht wird, dann werden die Gase flüssig und diese Flüssigkeit, also das Blaugas, wird in Stahlflaschen bis zu seiner Verwendung aufgespeichert.

In unserer Zeit, da die künstlich hergestellten Stickstoffdüngemittel eine so hervorragende Rolle bei der Erzielung reicher Ernten spielen, daß ohne ihre Verwendung die von der gesamten Erdbevölkerung benötigten Nahrungsmittelmengen wohl kaum oder doch nur auf einer bedeutend größeren Anbaufläche gewonnen werden könnten; in dieser Zeit möge der Blick um ein volles Jahrhundert zurückgewiesen bis hin zu dem deutschen Chemiker Friedrich Wöhler, dem es im Jahre 1828 erstmalig gelang, aus anorganischen Bestandteilen den bisher nur als Stoffwechselprodukt bekannten Harnstoff künstlich herzustellen. Bereits ein Jahr zuvor hatte dieser äußerst schöpferisch veranlagte Gelehrte bei seinen Experimenten mit Tonerden ein silberartiges Metall entdeckt, das in unseren Tagen als Aluminium bereits zu sehr hoher Bedeutung gelangt ist, seinen Siegeszug jedoch noch längst nicht vollendet hat. 1928 gelang ihm dann zum ersten Male eine organische Elementarsynthese aus rein mineralischen Stoffen. Die Scheidewand zwischen organischer

und anorganischer Chemie war damit gefallen. Bis zum Jahre 1928 herrschte die Ansicht, daß die Verbindungen des Tier- und Pflanzenreiches nur unter der Mitwirkung einer besonderen, zu den Kräften der organischen Natur in einem gewissen Gegenfalte stehenden Lebenskraft gebildet werden könnten. Berzelius bezeichnete noch im Jahre 1827 die organische Chemie als Wissenschaft von denjenigen Stoffen, die unter dem Einfluß der Lebenkraft entstehen. Wöhler konnte ihm ein Jahr später berichten, daß er Harnstoff, ohne die Mitwirkung von Nieren oder überhaupt eines Tieres nötig zu haben, herzustellen vermöge. Mit dieser Entdeckung Wöhlers begann die organische Synthese ihren unvergleichlichen Siegeszug und überschüttete uns bisher mit einem solch reichen Fülhorn von Gaben, daß ihnen gegenüber alle Wunder aus 1001 Nacht verbllassen.

Neue Wellenverteilung der deutschen Rundfunkender vom 13. Januar ab.

Auf Grund der Verhandlungen im Technischen Ausschuß des Weltfunkvereins auf seiner Brüsseler Tagung im Oktober v. J. hat der Weltfunkverein im Benehmen mit den beteiligten Rundfunkländern Europas einen neuen Wellenverteilungsplan aufgestellt. Um die Zahl der längeren Einzelwellen entsprechend der Vermehrung der europäischen Sender zu erhöhen, hat man bei den Wellen über 800 Meter den Abstand von 10 000 auf 9000 Hertz verringert. Außerdem hat man die Mehrzahl der Gemeinschaftswellen über 250 Meter augenblicklich auf Einzelwellen bejeigt. Hierauf ergibt sich für Deutschland für die Einzelwellen im Hauptfunkverbande folgende Verteilung:

536,7	München	(bisher 535,7)
475,4	Berlin	(" 483,9)
462,2	Langenberg	(" 468,8)
421,3	Frankfurt a. M.	(" 428,6)
391,6	Hamburg	(" 394,7)
374,1	Stuttgart	(" 379,7)
361,9	Leipzig	(" 365,9)
326,4	Gleiwitz	(" 329,7)
321,2	Breslau	(" 322,6)
280,4	Königsberg (Pr.)	(" 303)
263,2	Köln	(" 283)
240	Nürnberg	(" 241,9)

Für die Gemeinschaftswellen ist unter Benutzung von noch nicht in Betrieb genommenen Auslandswellen folgende Verteilung vorgesehen:

577	Freiburg (Br.)	unverändert
566	Augsburg	
566	Hannover	(bisher 297)
455,9	Aachen	(" 400)
387,1	Dresden	(" 275,2)
387,1	Bremen	(" 277,8)
283	Gleichwellensender:	
	Berlin	
	Stettin	(" 236,2)
	Magdeburg	
272,7	Kaiserslautern	(" 277,8)
265,5	Münster (Westf.)	(" 250)
250	Kiel	(" 254,2)
250	Kassel	(" 252,1)
219	Flensburg	unverändert.
455,9	Danzig	(bisher 272,7)

Tantal als Platinerzäh.

Tantal (das neuerdings von Siemens u. Halske im größeren Blöcken und Blechen geliefert wird) kostet nur ungefähr ein Zwölftel so viel wie Platin und kann an dessen Stelle mit Vorteil in chemischen Laboratorien für Ziegel u. a. verwendet werden. Sein Schmelzpunkt liegt bei 3100 Grad, d. h. 1000 Grad höher als der von Platin. Selbst auf Dunkelrotglut erhitzt, wird es nur von Salzsäure angegriffen. Tantalashalen können zur Auflösung von Platin und Gold in Königswasser verwendet werden. (Königswasser ist ein Gemisch von Salzsäure und Salpetersäure im Verhältnis 3:1.) Ein anderer Platinerzäh ist Palorium, eine Legierung von Gold und zur Platingruppe gehörigen Metallen, das etwa das Aussehen von Platin hat und bei 3100 Grad schmilzt. Es soll gegen heiße Augen und konzentrierte Schwefelsäure noch widerstandsfähiger sein als Platin. Sein Preis beträgt nur die Hälfte von Platin.